

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Fontane-Blätter

Halbjahresschrift

Potsdam, 2010

Rezensionen und Annotationen

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-10991

Manfred Horlitz: Theodor Fontanes Vorfahren. Neu erschlossene Dokumente – überraschende Entdeckungen. Berlin: Stapp 2009. 245 S. 24,80 €

Wie gut kannte Theodor Fontane seine eigene Familiengeschichte? Wohl besser, als man gemeinhin annimmt, aber gewiss nicht so genau, wie wir sie heute erfahren können. Dass wir jetzt gesicherte Daten haben und briefliche Zeugnisse sprechend geworden sind, ist das große Verdienst von Manfred Horlitz, dem ehemaligen langjährigen Leiter des Theodor-Fontane-Archivs. Seine Studie zu den Vorfahren des Schriftstellers ist ein Grundlagenwerk für die biographische Forschung. Zugleich ist sie ein Stück Kulturgeschichte, zeigt am Beispiel von Fontanes Vorfahren, wie die aus Frankreich ausgewanderten Hugenotten sich in Preußen neu integrierten. Anhand historisch gesicherter Lebensdaten der Familien Fontane und Labry baut Manfred Horlitz eine Brücke von der ersten Einwanderungsgeneration vor 1700 bis zu Theodor Fontane, seinen Geschwistern, Cousins und Cousinen. Es sind insgesamt sechs Generationen, denen er nachgespürt hat, und zwar mütterlicher- wie väterlicherseits.

Das Stupende an der Horlitz'schen Studie ist das Zahlen- und Faktenmaterial, das er versammelt hat und nun übersichtlich präsentiert. Für jede Person, die in die Genealogie aufgenommen wurde, sind wenn immer möglich Geburtsdatum, Geburtsort, Beruf, Heiratsdatum, Datum der Eheschließung, Name und Herkunft der Ehepartnerin oder des Ehepartners, die Kinder aus dieser Ehe sowie das Sterbedatum und der Sterbeort angegeben und urkundlich belegt. Die genutzten Quellen

sind Kirchenbücher, Geburts- und Taufregister, Trauungs- und Sterberegister. Zur Ergänzung wurden auch publizierte Stammbäume und Ahnentafeln herbeigezogen. Dabei führte die Recherche in unzählige Archive: vom Archiv der Französischen Kirche zu Berlin oder zu Magdeburg, über das Brandenburgische Landeshauptarchiv in Potsdam bis zum Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin-Dahlem. Selbst zu den privaten Familienarchiven der weitverzweigten Familie Fontane fand Manfred Horlitz Zugang und konnte so manche Lücke schließen. Das versammelte Material gibt mithin nicht nur Auskunft über die wichtigsten Lebensdaten, sondern dank brieflicher und künstlerischer Zeugnisse auch über berufliche Ambitionen und Karrieren einzelner Familienmitglieder. Auch erlaubt es Einblicke in die Besitz- und Vermögensverhältnisse der Labrys und der Fontanes.

Der besondere Reiz der Studie aber ist, dass der Autor sein Wissen gebündelt hat und in sechs Kapiteln – alle in sich geschlossen, alle sehr lesenswert – die Geschichte der Labrys und der Fontanes von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis tief ins 19. Jahrhundert hinein erzählt und reflektiert. Dabei wird manches korrigiert, was bisher ungesichert war oder (auch durch Theodor Fontane selbst) falsch überliefert wurde.

Zum Beispiel lässt sich belegen, dass die Fontanes *nicht* aus der Gascogne stammen und Fontane nicht wörtlich ge-

nommen werden darf, wenn er schreibt: »ich bin Märker, aber noch mehr Gascogner« (an Maximilian Harden, 17. Dezember 1889). Die Fontanes stammen in Wirklichkeit aus Nîmes und Umgebung, die Labrys aus Le Vigan, nordwestlich von Nîmes, also aus dem südfranzösischen Languedoc (Departement Gard). Dass Fontane mitunter auf der weiter westlich gelegenen Gascogne als Herkunftsland besteht, ist – die Gründe wären noch zu klären – eine Hinzudichtung. Interessantes liefern die Dokumente auch zur Namensschreibung. Es ist *nicht* richtig, dass der Familienname einst ›Fontaine‹ lautete, vielmehr belegen die urkundlichen Einträge auch der in Frankreich geborenen Vorfahren durchwegs die Schreibung ›Fontane‹. Erst in Berlin-Brandenburg beginnen die Schreibweisen in nicht-amtlichen Papieren zu variieren. So findet man neben ›Fontane‹ auch ›Vontan‹ oder ›Fontanne‹ – was als Hinweis gelesen werden kann, dass der Name lange Zeit noch immer französisch ausgesprochen wurde (Fóntan).

Zwar ließen sich bereits vor dem Potsdamer Edikt hugenottische Kaufleute, Gewerbetreibende und Militärs in Berlin nieder. Doch erst der berühmte kurfürstliche Erlass von 1685 rief die eigentliche Einwanderungswelle hervor. Für die verfolgten französischen Hugenotten war es ein Glücksfall, dass der Kurfürst selbst das evangelisch-reformierte Bekenntnis angenommen hatte und sie daher nicht nur als Flüchtlinge, sondern auch als Glaubensgenossen empfangen wurden.

Dennoch war der Neubeginn für die hugenottischen Familien in Berlin-Bran-

denburg schwer. Manfred Horlitz zeigt das eindrücklich am Beispiel der Familien Fontane und Labry. Theodor Fontanes direkter Vorfahre mütterlicherseits ist der Schlossermeister Pierre Labry (geboren 1658 in Le Vigan, gestorben 1738 in Magdeburg). Er flüchtete mit etwa 29 Jahren aus Frankreich, leistete 1688 in Magdeburg den Bürgereid und heiratete hier 1690 Jeanne Serres (1668–1718) aus der französischen Kolonie. Das Paar hatte neun Kinder, von denen vier schon früh starben. In Magdeburg widersetzte sich der lutherische Klerus damals den Reformierten, etwa indem die Gemeinde ihnen einen Friedhof verweigerte. Auch gab es Unmut in der Bevölkerung wegen der staatlichen Privilegien, die die Hugenotten genossen. Außerdem verschloss sich das Zunftwesen vorerst dem fremden Handwerk – aus Angst vor wirtschaftlicher Konkurrenz. Aus diesen Gründen, so zeigt Horlitz, dauerte der Prozess der Integration Jahrzehnte, was sich auch daran ablesen lässt, dass erst in der 3. beziehungsweise 4. Generation Ehen außerhalb der Kolonie geschlossen wurden. Geschäftlich am erfolgreichsten waren die Labrys schließlich in der 4. Generation. Jean François Labry – 1767 in Magdeburg geboren, 1810 in Berlin gestorben – heiratete 1794 die Berlinerin Charlotte Mumme und brachte es in der preußischen Hauptstadt zum Großkaufmann im Seiden- und Tuchwarenhandel. Bedrängnisse für seine Familie entstanden, weil er tragischerweise allzu früh verstarb. Emilie Labry verlor ihren Vater bereits mit 12 Jahren. Man gewinnt bei der Lektüre den Eindruck, dass dieser frühe Verlust ihr Leben

prägte und sich auswirkte auf ihre ganze spätere Familie, also auch auf ihren Sohn Theodor.

Vergleichbar und doch anders verläuft die Geschichte der Fontanes. Sie siedelten sich noch vor 1700 in Berlin an und konnten sich hier schneller integrieren als die Hugenotten anderswo in Brandenburg. Direkter französischer Vorfahre Theodor Fontanes ist der Strumpfwirker Jaques Fontane – geboren 1664 in Nîmes, gestorben 1707 in Berlin. In der 2. und 3. Generation waren die Fontanes Berliner Zinngießer. Der wohl bedeutendste Fontane'sche Vorfahre aber gehört der 4. Generation an. Es ist Pierre Barthélemy Fontane (1757–1826), gelernter Berliner Porzellanmaler. Er wurde Zeichenlehrer im königlichen Haus und schließlich Sekretär der Königin Luise (1776–1810). Insbesondere auf diesen Fontane, seinen Großvater, berief sich Theodor Fontane später. Pierre Barthélemy Fontane war, das zeigt Manfred Horlitz anhand neuentdeckter Bittschriften und Tagebuchnotizen, tatsächlich eine herausragende Figur, ein Charakter. Dass er auch ein talentierter Briefschreiber und ein erfolgreicher Häuserspekulant war, macht ihn nicht weniger interessant.

Ein Werk wie *Theodor Fontanes Vorfahren* kommt – das liegt in der Natur der

Sache – nie zu einem endgültigen Abschluss. Der Autor selbst verweist in einem Resümee auf die Defizite. Es sind durchwegs solche, die in den Recherchebedingungen liegen, etwa fehlende Kirchenbucheinträge oder Verlust von Archivalien durch Kriegseinwirkung. Dass Manfred Horlitz' große Rechercheleistung jetzt dennoch eine Buchform gefunden hat, ist ein großer Gewinn. Die Studie bringt im Detail soviel Neues und bisher Unbekanntes, dass man auch Lücken in Kauf nehmen darf. Das gesammelte Material selbst aber ist zuverlässig aufbereitet, die einzelnen Kapitel sind gut geschrieben und mit zahlreichen Abbildungen (darunter auch Trouvaillen) versehen. Der ausführliche Anhang präsentiert die Generationsfolgen der Fontanes und der Labrys im Überblick und gibt zudem hilfreiche Erläuterungen zu altdeutschen Begriffen, Währungs- und Münzbezeichnungen. Dass man das Buch gerne zur Hand nimmt, ist nicht zuletzt dem Verlag zu verdanken. Er hat für eine sorgfältige Gestaltung gesorgt und für Neugierige sogar einen Stadtplan eingefügt, dem zu entnehmen ist, wo die Vorfahren Fontanes in Berlin einst wohnten und eigene Häuser besaßen. Wer Fontanes Berlin kennt, wird manch vertraute Adresse finden.

□ REGINA DIETERLE

Bernhard Viel: Utopie der Nation. Ursprünge des Nationalismus im Roman der Gründerzeit. Matthes und Seitz, Berlin 2009. 29,90 €

Vorweggenommen sei zunächst einmal dies: bei der vorliegenden Arbeit Bernhard Viels handelt es sich um eine exzellent geschriebene und äußerst lesbare Studie, die nicht nur – wie im Klappentext versprochen – ein neues Licht auf die bewegte Epoche der Gründerzeit, sondern auch auf ein lange Zeit vernachlässigtes Werk, auf Fontanes Erstlingsroman *Vor dem Sturm* wirft. Was der Verfasser zu diesem 1878 in zwei Bänden im Verlag von Wilhelm Hertz erschienenen Romandebüt zu sagen hat, ist freilich von einer solchen Brisanz, dass sein Buch zweifelsohne für einigen Wirbel in der Fontane-Forschung sorgen wird. So macht Viel schon in der Einleitung deutlich, dass er gegen gängige gesellschafts- und sozialkritische Interpretationsansätze, genauer gegen das seiner Meinung nach die Forschung dominierende Bild von Fontane als einem »politisch korrekten Kuschel-Moralisten« (S. 21) anschreiben will. Er dagegen sieht in Fontane einen Autor, der sowohl Staat und Gesellschaft als auch seinen historischen Roman *Vor dem Sturm* auf ein »mythobiologisch und darwinistisch geprägtes Modell zu gründen« (S. 19) sucht und sich so nicht nur als »Erzborusse« (S. 21), sondern auch als fleißiger Mitarbeiter am Blut- und Boden-Mythos des Kaiserreiches entpuppt. Anhand eines Vergleichs mit dem in zeitlicher Nähe zu *Vor dem Sturm* entstandenen historischen Roman *Ein Kampf um Rom* des »heute verpönten Felix Dahn« (S. 18) will Viel zeigen, dass auch Fontanes »sinnstiftende

Geschichtserzählung« (S. 20) nur um ein Ziel kreist: patriotische Mobilisierung und nationale Identitätsbildung. Bei Viel werden Pastor Seidentopf und Berndt von Vitzewitz, werden die gescheiterten Heiratspläne zwischen den »Kinder(n) polnischer und preußischer Väter« (S. 126), werden Marie als »Nymphe jenes Wunderborns, der das Volk mit frischem Blut versorgt« (S. 111) und die »Stadt-Land-Dichotomie« (S. 187) demnach zu »Kronzeugen der Weltanschauung« (S. 72) des Autors. Eine Weltanschauung, innerhalb deren – so Bernhard Viel – ein »völkischer Begriff der Nation« (S. 72) und die Forderung nach »der unbedingten Opferbereitschaft des Einzelnen« (ebd.) als zentrale Kategorien fungieren. Zudem setzt sich ein nicht unbedeutender Teil von Viels Arbeit mit dem Modell der emphatischen und heroischen Männlichkeit als »Ideal der Gründerzeit« (S. 241) auseinander. Am Beispiel Lewins von Vitzewitz, dessen Vergleich mit Dahns melancholisch-aggressivem Teja (S. 245) ob seiner Konstruiertheit nicht wirklich überzeugt, dokumentiert Viel, wie auch Fontanes Roman auf dieses Männlichkeitsmodell rekurriert.

Wenngleich Fontane im Gegensatz zu Dahn »melancholischer« (S. 326), leiser und »pessimistischer« (ebd.) sowie »Wachstum, Fortgang und Aufbruch mit weniger vitalistischem Verve« (ebd.) bezeugend, erscheint, so wird er doch bei Viel – man kann es nicht anders nennen – zum völkischen Autor, zum »heroischen

Realisten« (S. 327) und damit zum geistigen Vater Ernst Jüngers – ja was eigentlich – erhoben, degradiert oder entlarvt? Hier bleiben der Text und sein Autor unentschieden in der Schwebelage und dem Leser eine Antwort schuldig. Man vermisst eine klare Positionierung des Verfassers und vor allem den Hinweis darauf, dass man *Vor dem Sturm* freilich so lesen kann, aber nicht unbedingt so lesen muss. Indem Viel Fontane lediglich als Ideologen und Vorläufer Jüngers charakterisiert, wird er dem subtilen und facettenreichen *Roman aus dem Winter 1812 auf 13* letztendlich nicht gerecht. Auch weil der überstrapazierte Vergleich mit Jünger rein hypothetisch bleibt. Denn eine direkte Gegenüberstellung von Fontanes und Jüngers Texten – etwa *Auf den Marmorklippen* – findet überhaupt nicht statt. Wohl auch deswegen, weil Viel selbst am besten weiß, dass seine Argumentation hier schnell an ihre Grenzen stoßen würde.

Und ein weiterer Aspekt tut dieser Arbeit und ihrem sonst so klugen, über ein breites historisches, literarisches und philosophisches Wissen verfügenden Verfasser nicht gut. Gemeint sind die vielen Seitenhiebe gegen die gesamte (!) Fontane-Forschung, die aus der »Prämodernität der Erzähltechnik« (S. 234) des Buches die falschen Schlüsse gezogen und dahinter nicht den »einenden Volksgeist, den monarchischen Nationalstaat winken« (ebd.) gesehen hätte. Hier übersieht Viel die frühen Arbeiten Peter Wrucks. Auch bleiben jüngere Beiträge von Norbert Mecklenburg, Bernd Witte und Werner Rieck – der jenes von Viel herausgearbei-

tete ambivalente Verhältnis Fontanes zu den Hohenzollern bereits in einem früheren Aufsatz aus dem Jahre 2000 dokumentiert hat – unerwähnt. Diese fehlende Auswertung aktueller Forschungen wiegt bei dem Vorwurf einer kollektiven Ignoranz gegenüber nationalen und ideologischen Aspekten im Werk Fontanes freilich umso schwerer. Schwer hat es auch der Leser, der einerseits von der spannenden und unterhaltsamen Schreibweise Bernhard Viels gefesselt wird, sich auf der anderen Seite aber mit einer – gerade bei einem solchem Thema notwendigen – zuweilen fehlenden wissenschaftlichen Behutsamkeit und vorschnellen Urteilsfindung konfrontiert sieht.

Dennoch, so wie Bernhard Viel hat bisher noch keiner über Fontanes Roman debüt *Vor dem Sturm* geschrieben. Mit einer solchen konsequenten Betonung des nationalgeschichtlichen und ideologischen Ansatzes ist der Roman noch nicht gelesen worden. Gerade daran knüpfen sich nun auch Erfolg oder Ablehnung von Viels Studie. Denn fest steht, diese Arbeit will und wird polarisieren. Sie wird die einen geschockt und verstört zurücklassen und die anderen zur kritischen Auseinandersetzung, ja auch zu Lob und Zustimmung auffordern. Sie wird zu hitzigen Debatten, Streitgesprächen, Gegendarstellungen und vor allem zur (erneuten) Lektüre von Fontanes Erstling anregen. Und was kann einer Doktorarbeit, ja was kann vor allem dem Roman *Vor dem Sturm* hundertdreißig Jahre nach seinem Erscheinen Besseres passieren?

□ JANA KITTELMANN

James N. Bade: *Fontane's Landscapes*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009. (Fontaneana Band 7, herausgegeben vom Theodor-Fontane-Archiv) 28 €

Fontane in Neuseeland? Aber ja! Bei Professor James Bade an der University of Auckland im Norden der Nordinsel ist er in besten Händen. Bade führt regelmäßig mit seinen Studenten und Studentinnen Fontane-Seminare durch und ist ein angesehenen Fontane-Forscher (und Thomas-Mann-Experte). In seinem neuen Buch vereinigt er Forschung und Lehre auf glückliche Weise, denn sein bescheidener Anspruch, seine Studie sei »aimed primarily at English-speaking undergraduate students of German literature, but also with graduate students and a general readership in mind«, wird durch das Resultat bei weitem übertroffen. Bade bleibt innerhalb des etablierten Rahmens der Erforschung von Fontanes Romanen. Er akzeptiert diese als komplexe Gebilde voller »disguised symbolism«, in denen alle äußeren Elemente zur Deutung des inneren Lebens der Gestalten beitragen. Aber innerhalb dieses Rahmens ist sein Buch ein genuiner, origineller Beitrag zur Fontane-Forschung.

Es ist nicht mehr leicht, neue Ansätze für die Interpretation von Fontanes Romanen zu finden, weil gerade dieser Autor die Germanistik über die letzten fünfzig Jahre zu einem Strom von Interpretationen angeregt oder herausgefordert hat. So enthält denn auch Bades Buch allerlei schon Bekanntes, das allerdings im Rahmen des thematischen Zusammenhangs fungiert und dessen Herkunft gewissenhaft durch Anmerkungen belegt

ist. Wie es denn überhaupt zu den Tugenden dieses Bandes gehört, dass der Autor die Sekundärliteratur souverän beherrscht.

Bade nähert sich drei von Fontanes Romanen von den Schauplätzen der Handlung her, so dass diese aus einer neuen Perspektive vor uns abrollt. Die Grundlage des Verfahrens diskutiert das erste Kapitel des Buches anhand von ausgewählten Texten über die Funktion von Landschaften in der Literatur des 19. Jahrhunderts und in der Überzeugung, »local colour adds immeasurably to the appeal of the text« (p. 11) von Fontanes Romanen. Es gelingt Fontane, einen scheinbaren Widerspruch zu versöhnen, denn Fontane »adapts his landscapes to suit his narrative purposes« (p. 11) und »often modifies them« (p. 10) trotz seiner »passion for topographical exactitude« (p. 12). Fontane »controls his landscapes.« (p. 9), und darin bezeugt sich, wie Bade nach K.-G. Kribben formuliert, »Fontane's ability to transform prosaic settings into the poetic« (p. 16). Ich hätte mir allerdings gewünscht, dass Bade seine Aufmerksamkeit auch der Entwicklung zugewandt hätte, die von Fontanes deskriptiven Landschaften in den *Wanderungen* zu den symbolisch angereicherten in den Romanen führt. Gibt es Landschaften, die hier und dort vorkommen und an denen man vergleichen kann, wie Fontane später in den Erzählwerken filtrierte und konzentrierte? Gibt es Übergänge?

Dabei bereichert Bades akribische und einfühlsame Lektüre von *Schach von Wuthenow*, *Irrungen*, *Wirrungen* und *Effi Briest* unser Wissen in zweierlei Hinsicht.

(1) Er fördert viele bisher unbeachtet gebliebene Fontanesche Subtilitäten zu Tage: Parallelen, Gegensätze, Beziehungen, Vor- und Rückbezüge usw. Ein paar Beispiele müssen genügen: In *Effi Briest* suggeriert Innstettens Bedürfnis, von seiner Berliner Wohnung aus die Papageien im Tiergarten zu hören, später das papageienartige Abrichten seiner Tochter, das die verzweifelte Effi bei ihrer Wiederbegegnung mit Annie anmerkt. Es leuchtet auch unmittelbar ein, dass Effi in Berlin in eine Wohnung einzieht, die sie »trockenwohnen« muss, wenn man bedenkt, dass das Wasser das Element der sexuellen Leichtfertigkeit ist, die sie nun hinter sich lassen möchte. In *Schach von Wuthenow* findet Bade zahlreiche Parallelen zwischen dem Tempelhof des Ausflugs und dem Wuthenow von Schachs Aufenthalt und diskutiert die Sonnenuntergangslandschaften erhellend, während mir in *Irrungen*, *Wirrungen* Bothos Fahrt zum Jacobi-Friedhof, wo Botho das Lied wieder hört, das er mit Lene gesungen hat, besonders stringent erscheint.

(2) Bades Buch enthält Ansätze zu einer Systematik von Fontanes Landschaften. Er unterscheidet im Fall von *Schach von Wuthenow* für die Titelfigur »landscapes of obligation« and »landscapes of freedom«. (p. 100), also Landschaften, die Schach an seine Verpflichtungen als preußischer Offizier und Ehrenmann gemahnen, und Landschaften, die ihm seine Unabhängigkeit versprechen oder vor-

spiegeln. Das scheint mir ein lohnender Ansatz, der sich von Schach von Wuthenow sinnvoll auf andere Gestalten in anderen Romanen Fontanes übertragen lässt.

Zurecht weist Bade darauf hin, dass die heutigen Leser und Leserinnen von Fontanes Romanen anders als seine Zeitgenossen bei vielen Phänomenen »require some elucidation« (p. 29), und hier erweisen sich die 56 Fotos, die alten Ansichten und Fontaneschen Skizzen, die den Band auch ästhetisch zu einer Freude machen, als besonders nützlich. Viele davon vergegenwärtigen Schauplätze, die heute so nicht mehr existieren. Besonders anregend waren für mich Bades Identifikation und Illustration der Landschaften von Effis und Innstettens Urlaubsreise im 24. Kapitel von *Effi Briest*, so die Diskussion der Effis Widerwillen erregenden Opfersteine im Nationalpark Jasmund und die Fotos und Fontaneschen Skizzen davon. Leider verfolgt Bade aber die Innstettens nicht nach Kopenhagen, wo der Gegensatz zwischen Thorwaldsen-Museum und Tivoli so aufschlussreich für Effis Präferenz für die leichte Muse ist.

Es ist in Bades Buch allerdings auch auf einige Unausgewogenheiten hinzuweisen. Während bei *Schach von Wuthenow* etwa Schloss Marquardt, das Frau von Carayon auf dem Weg nach Schloss Paretz passiert, ausführlich kommentiert wird (p. 50), verliert Bade kaum ein Wort über Sala Tarone (p. 24) und, wichtiger noch, über das Mausoleum von Königin Luise im Park von Schloss Charlottenburg, obwohl diese doch durchaus symbolische Bedeutung im Kontext von *Ir-*

rungen, Wirrungen hat und das Mausoleum leicht abzubilden gewesen wäre, weil es originalgetreu erhalten ist.

Nur selten habe ich bei der Lektüre von Bades Buch nicht mit dem Autor übereingestimmt. Aber Tante Marguerite in *Schach von Wuthenow* »with her Berlin accent«? (p. 25) Wohl kaum; sie spricht als hugenottische Immigrantin einfach schauerhaftes Deutsch. Und kann man sie wirklich mit Frau von Padden aus *Effi Briest* vergleichen? Diese hat Effis sexuelle Eskapade durchschaut, während das gute Tantchen Victoire gerade mit ihren ahnungslosen Bemerkungen in Verlegenheit bringt. Bei seiner genauen Analyse der Strandszene im 17. Kapitel von *Effi Briest* mit seiner »landscape ›Motivkette‹ of considerable subtlety« (p. 121) erwähnt Bade eigenartigerweise die Heine-Gedichte gar nicht, mit denen Crampas Effi gewissermaßen verführt, obwohl doch auch in ihnen Landschaften von symbolischem Gewicht figurieren. Ein kleiner Druckfehler sollte in einer möglichen Neuauflage berichtigt werden: *Schach*

von Wuthenow spielt nicht im Sommer 1807, sondern 1806 (p. 21); sonst fände die Handlung ja nach Preußens Niederlage gegen Napoleon statt und verlöre ihre prophetische Untergangsstimmung.

Was mich an Bades Buch unabhängig von seinen sorgfältigen Analysen angenehm berührt, ist, dass der Autor nie die elementare menschliche Dimension der Literatur aus den Augen verliert. Fontanes Beliebtheit bei einer so breiten Leserschaft beruht ja nicht zuletzt darauf, dass er seine Menschen mit so viel Anteilnahme und Menschlichkeit schildert. In Bades Analyse ist immer spürbar, dass Fontane seine Kunst entfaltet, um seine Leser und Leserinnen an menschlichen Bedürfnissen, Freuden, Versagungen, Ängsten und Katastrophen teilnehmen zu lassen. Nicht alle Fontane-Forschung geht so rücksichtsvoll mit Fontanes Charakteren um wie James Bade. Trifft man diese Haltung überhaupt häufiger in der angelsächsischen Forschung an als in der deutschen?

□ CHRISTIAN GRAWE

Christof Hamann, Ute Gerhard, Walter Grünzweig (Hrsg.): *Amerika und die deutschsprachige Literatur nach 1848. Migration – kultureller Austausch – frühe Globalisierung*. Bielefeld: transcript 2009. 291 S. 29,80 €

Fontane spielte bekanntlich 1849 mit dem Gedanken, nach Amerika auszuwandern. Anders als sein Onkel August hat er diese Idee aber wohl niemals ernsthaft verfolgt, wie sich überhaupt sein Interesse an den Vereinigten Staaten in engen Grenzen hielt. Dennoch hinterließ die Beziehung – der »american dream« und der bereits

damals aufkommende Begriff »Amerikanisierung« sind für das deutsche Selbstverständnis zentral – auch bei ihm deutliche Spuren. Zu denken wäre dabei an Lehnert Menz in *Quitt*, der eine Zuflucht in der neuen Welt findet, sowie an andere Romanfiguren, ja sogar an die Möglichkeit einer weiter gehenden Auseinander-

setzung mit entsprechenden literarischen Darstellungsweisen.

Der vorliegende Sammelband unternimmt den Versuch, die Konstrukte und Projektionen Amerikas in der deutschsprachigen Literatur zwischen 1848 und 1900 zu erschließen, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der Debatten über das Für und Wider der Migrationsbewegungen. Jenseits einer Unterscheidung in »hohe« und »populäre« Literatur werden die bekannten Autoren des Bürgerlichen Realismus unter Hinzuziehung von Reportagen, Handbuch-, Journal- und Zeitungsartikeln, Werbebroschüren, Auswandererbriefen und -berichten sowie einer Vielzahl von literarischen Texten in den Zusammenhang einer zeitgenössischen Diskussion über die deutsche Amerika-Emigration gestellt. Das ist in zweierlei Hinsicht neu und bemerkenswert: In der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem literarischen Amerika-Diskurs stand ausgerechnet das späte 19. Jahrhundert gegenüber der Zeit davor und danach lange am Rande. Wenn die Phänomene Migration und Kolonialismus thematisiert wurden, fanden meist nur Reiseberichte und Abenteuerliteratur Berücksichtigung. Zwar war man sich weitgehend einig, dass alle Realisten in der ein oder anderen Weise an der Abenteuerliteratur partizipierten, die Wanderungsbewegungen nach Amerika aber galten bis in die jüngste Gegenwart nicht als Thema für Autoren wie Fontane, Raabe und Keller. Dazu mag beigetragen haben, dass in der deutschsprachigen Literatur, die keine koloniale Tradition hat, exotische Themen oftmals pauschal unter Trivialitätsver-

dacht stehen. Solche Bedenken können die Autoren des Bandes mühelos entkräften, indem sie interkulturelle Potentiale und Schattierungen im gesamten Spektrum der deutschsprachigen Literatur nach 1848 aufspüren.

Methodisch setzen sich die Herausgeber ab von einer imagologischen Analyse eines Amerika-Bildes, das sich zumeist als ein von der Zielkultur abgelöstes Konstrukt erweist. Die untersuchten Texte fungieren vielmehr als Repräsentationsinstanzen einer transatlantischen Kommunikation. Anders gesagt: Gegenüber der Frage nach der Authentizität der Amerika-Darstellungen konzentriert sich das Interesse auf die besonderen Beziehungen und Formen des kulturellen Austauschs in den jeweiligen Bezugstexten. Dass so die Reproduktion gängiger Stereotypen vermieden werden kann, gehört sicherlich zu den Stärken des Bandes.

Unter dem Obertitel »Amerika jenseits des Kanons« behandelt der erste Teil spezifische Muster der deutschsprachigen Amerika-Rezeption. Auf witzige und erhellende Weise führt Rolf Parr vor, welche Variationsbreite das populäre, von Volks- und Laientheatern geschätzte Motiv des reichen Onkels aus Amerika besitzt, der immer dann auftaucht, wenn die jüngeren Verwandten in der Heimat von Geldnöten geplagt werden. Besonders aufschlussreich ist die Gegenüberstellung eines stillschweigend vorausgesetzten deutschen Nationalcharakters und imaginerter Amerika-Vorstellungen. In der populären, durch James Fenimore Cooper in Deutschland bekannt gewordenen Figur des Pfadfinders, der sich auf einen nie er-

reichbaren Horizont zu bewegt und sowohl die Leere des Prärieriums als auch eine unaufhörliche Westexpansion repräsentiert, erkennt Alexander Honold eine Vorlage für Balduin Möllhausen. Der heute fast vergessene Verfasser von Geschichten und Reiseberichten aus dem »Wilden Westen« gehörte zu den beliebtesten Autoren seiner Zeit. Im Unterschied zu Karl May, für den er zu einer wichtigen Quelle wurde, kannte er die Schauplätze seiner Schilderungen aus eigener Anschauung. Das thematisch um eine Trassenfindung für die Eisenbahn kreisende Erzählprogramm Möllhausens erweist sich Honold zufolge als ein Unternehmen, in dem sich »romantischer Exotismus und industrieller Kolonialismus« als »historische Entwicklungslinien kreuzen« (56). Mit Berthold Auerbach, dessen Romane und Erzählungen Kit Belgum analysiert, tritt ein weiterer Erfolgsschriftsteller des 19. Jahrhunderts in den Blick, während sich Christof Hamann dem für Amerika-Konstruktionen zentralen Medium der Familienzeitschriften widmet, zu denen auch kanonisierte Autoren wie Fontane, Keller und Raabe beitrugen. Hamann legt dar, wie sich in zahlreichen deutschsprachigen Familiengründungstexten vor der Reichsgründung ein symbolischer Zusammenhang zwischen heterogenen Massenkulturen in den USA und dem Anspruch eines auf der Kleinfamilie basierenden, homogenen deutschen Einheitsstaates auftritt, nicht ohne dass koloniale Phantasien und Ambitionen mitspielen. In der auflagenstärksten Familienzeitschrift *Gartenlaube* publizierte auch E. Marlitt. Am Beispiel ihres Romans *Im Schillings-*

hof demonstriert Lynne Tatlock, dass das Amerikanische die Aufgabe erfüllte, eine deutsche Identität zu konstruieren. Die Frage nach einer deutschen Identität angesichts einer Massenemigration beschäftigte unter den zeitgenössischen Autoren vielleicht am stärksten Friedrich Spielhagen, dessen Erzählung *Die schönen Amerikanerinnen* (1867) Ute Gerhard als Versuch wertet, eine am Amerikanischen geschulte, modernisierte Vorstellung vom Deutschen zu entwerfen. Gegenüber der vorherrschenden Deutschland-Zentrierung empfiehlt der Amerikanist Walter Grünzweig, das den Texten eigene vergessene Wissen über Amerika ernst zu nehmen.

Dieser These widerspricht Jeffrey L. Sammons, der den zweiten Teil »Amerika im Kanon« eröffnet. Aus der Analyse des Amerikamotivs in drei ausgewählten Romanen, Spielhagens *Deutsche Pioniere*, Raabes *Alte Nester* und Fontanes *Quitt*, ergibt sich für Sammons, dass keineswegs ein Interesse am Fremden, sondern fast ausschließlich am Eigenen vorliegt: »Amerika interessiert nicht an und für sich, sondern nur insoweit es für Deutschland relevant ist, als ein Raum, in dem Deutsche und Deutschland unter Umständen geistig und politisch gesunden können.« (169) Damit deckt sich der Befund Alexander Ritters, dass sich Wilhelm Raabe bei der Darstellung der USA in *Alte Nester* auf die deutschen Gemeinschaften und deutschamerikanischen Siedlungsgebiete beschränkt habe, um diese als Rückzugsraum einer nationalkonservativen, vorindustriellen Kultur zu gestalten. Gleich drei Autoren, Todd Kontje, Tobias

Lachmann und Martin Stingelin, setzen sich im Folgenden aus ideengeschichtlicher, diskurs- und zeichentheoretischer Sicht mit Amerika im Werk Gottfried Kellers auseinander. Die Schweiz der 1850er Jahre erscheint hier, um nur einen Themenaspekt herauszugreifen, als »Heimat der überall sonst geschlagenen, veruntreuten, ins Exil gedrängten Demokratie« (Walter Muschg, 209). Indem sich zeigt, wie das Land zusammen mit Amerika und England gegen das reaktionäre und monarchistische Deutschland in Stellung gebracht wird, treten noch einmal ganz andere Facetten der internationalen politischen Szenerie in den Blickpunkt. Den Schlusspunkt setzt Uwe Schwagmeiers Lektüre der Romananfänge von *Winnetou I* und *Winnetou IV*, wobei sich im literarischen Migrantentum Karl Mays fast durchgängig Anzeichen einer jeweils

schon beschlossenen Remigration abzeichnen.

Das Reizwort »Globalisierung« ruft bei vielen verständlicherweise Überdruß hervor. Dennoch ist das Phänomen in seiner historischen Entwicklung, seiner ungeheuren Dynamik und in seinen konkreten politischen Folgen weithin unverstanden. Vor dem Hintergrund aktueller Fragestellungen ermöglicht es der vorliegende Band, Romane und Erzählungen zwischen 1848 und 1900, die mit einem frühen Globalisierungsschub einhergehen, neu zu lesen. »Dieser Prozess«, schreiben die Herausgeber im Vorwort, »hat gerade erst begonnen.« (18) Das ist, wie auch andere viel beachtete Neuerscheinungen zeigen, zweifellos richtig und für die Gegenwart aufschlußreich.

□ MICHAEL EWERT